

**Zeitschrift:** Rheinfelder Neujahrsblätter  
**Herausgeber:** Rheinfelder Neujahrsblatt-Kommission  
**Band:** - (1972)

**Artikel:** Epitaph für ein altes Haus  
**Autor:** [s.n]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-894421>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Epitaph für ein altes Haus<sup>1</sup>

Von...

Lebhaft erinnere ich mich der Zeit, da ich als leidlich schlechter Schüler, zur Verbesserung meiner allzu dürftigen Leistungen in Latein und Französisch, von Fräulein S.<sup>2</sup> Nachhilfestunden erhielt.

Während der warmen Jahreszeit fand der Unterricht im Freien statt. Auf dem mit groben Steinen gepflasterten Platz hinter dem Haus stand einiges altes Gartenmobilier, und in der windgeschützten Ecke, welche der stattliche Bau mit der angebauten Waschküche, samt einem «s Stübli» genannten Gartenzimmer, bildete, liess sich in aller Ruhe und Ungestörtheit arbeiten. – Dieser kleine, geschlossene Platz übte auf mich nicht zuletzt deshalb einen besonderen Reiz aus, weil der direkt anschliessende Garten eine kaum beschreibbare, dichte Wildnis darstellte, welche der lebhaften Phantasie eines Knaben ungeahnte Möglichkeiten erschloss. Seit Jahren, wenn nicht seit Jahrzehnten, hatte hier keine Menschenhand ordnend und kultivierend eingegriffen. Alles wuchs und spross, wie es der Natur beliebte. Aus mannshohem Unkraut schossen gelbe Malven, roter Fingerhut und blühende Rosenranken. Hasel- und Holunderstauden, Brombeeren und Disteln standen so dicht und hoch, dass man sich weitab unserer überall regelnd eingreifenden Zivilisation wähnte, und über allem breiteten uralte Eichen und Kastanien ihre schattenspendenden Äste. An der hellen, sonnenbeschienenen Hauswand rankten Reben, und einige knorrige Zwetschgenbäume spendeten, ohne Hege und Pflege, jeden Herbst kleine, saftige und völlig gesunde Früchte.

Hier sass ich der alten Dame mit den lebhaften, etwas wässrigblauen Augen, mit den zu kleinen Lökchen «à la hurluberlu» gedrehten, dünnen, weissen Haaren gegenüber; ihr, die nicht zuletzt wegen ihres oft reichlich merkwürdigen Aufzuges einem anderen, längst verschwundenen Zeitalter zu entstammen schien. Sie, vor der ich mich als kleines Kind richtig gefürchtet hatte; sie, die mir und meinen damaligen Altersgenossen als Inkarnation der Hexe aus dem Märchenland erschienen war; diese eigenartige, rätselhafte Frau war unversehens die Lehrerin des heranwachsenden Jünglings geworden.

Kleine Kinder mochte sie nicht leiden, und wer sich im Herbst er-



Der Gartenweg. Rechts das Haus von Fräulein S.

frechte, die von ihren Bäumen massenweise auf die Strasse gefallenen Kastanien zu sammeln, der wurde bald mit keifender Stimme und, wenn nötig, unter Drohung mit einem Stock vom Platze gewiesen. Solche Ereignisse, dazu das grosse, etwas düstere, in den noch grösseren Bäumen fast versteckte Haus und der verwunschen erscheinende Garten, aus dem die Märchenhexe ganz unvermittelt und lautlos zwischen den Zweigen auftauchen konnte, waren Ursache genug, dem kindlichen Gemüt Furcht und Neugier zugleich einzuflössen.

Dieses geheimnisvolle Haus samt seiner charakteristischen Umgebung und seinen einmaligen Bewohnern war damals für mich in mancher Beziehung zum Ausdruck des Ungewöhnlichen schlechthin geworden.

Dieser Ausdruck war übrigens, selbst für mein heutiges Empfinden, absolut geschlossen und einheitlich; alles fügte sich in dieser kleinen, etwas sonderbaren Welt so zwang- und widerspruchslos zusammen, dass man hinter allem eine verborgene, äusserst geschickte Regie hätte vermuten können.

Neben Fräulein S. wurde das Haus damals von einem Manne bewohnt, dessen Treiben und Gehaben nicht minder mein Interesse beanspruchte. Die Läden seiner im Erdgeschoss liegenden Wohnung waren zwar meistens geschlossen. Doch an sonnigen Tagen konnte es geschehen, dass man aus angemessener Entfernung, um von der Alten nicht fortgejagt zu werden, durch die weit geöffneten Fenster einen Blick auf die ungewöhnliche Einrichtung dieser Behausung werfen konnte.

Herr L.<sup>3</sup> war Chemiker und hatte in den beiden der Strasse zugekehrten Zimmern allerhand wissenschaftliche Geräte aufgebaut. Im Raum links neben der von zwei hohen Thujasträuchern eingerahmten, einige Tritte hoch gelegenen Haustüre waren diverse Retorten mit Kühlern, Kipp'sche Gasentwicklungsapparate, mit zur Decke führenden Drähten verbundene Elektrolysengeräte und diverse Glastrichter mit grossen Faltenfiltern zu sehen. Im Zimmer rechts von der Türe dagegen standen ausschliesslich optische Geräte: Auf Stativen montierte funkelnnde, das Licht in allen Farben brechende Prismen, ein Spektroskop und diverse Fernrohre, deren glänzende Messinghülsen sich scharf von der dunkel geblümten Tapete einerseits und vom schimmernden Weiss eines hohen, säulenförmigen Kachelofens<sup>4</sup> anderseits abhoben. – Herr L., eine stattliche Erscheinung, mit einer Haartracht, die sich undefinierbar stets zwischen ständigem Unrasiertsein und Bart bewegte, vervollständigte das phantastische Bild. Der betagte Herr trug meistens eine bestickte Grossvatermütze, und seine Rundgänge ausser Haus pflegte er grundsätzlich in braunen Filzpantoffeln, über die er sich bei Regenwetter ein paar Gummigaloschen stülpte, auszuführen. Den auf der Strasse an ihn gerichteten Gruss erwiderte er stets bedächtig mit einem freundlichen und väterlichen «Grüss Gott, Chnab».

Ist es verwunderlich, dass ich besagter Dame das erste Mal mit gemischten Gefühlen gegenübertrat? Würde sie dem Vierzehnjährigen ebenso schroff und abweisend begegnen wie einst dem kleinen Knaben? Würde sie eine gestrenge, vielleicht gar tyrannische Lehrerin sein, oder würde mir durch sie die gleiche Langeweile und Eintönigkeit

begegnen, die ich genugsam von der Schule her kannte? – Solche und ähnliche Gedanken, nebst der gespannten Erwartung, wie es wohl in dem durch die mannigfachen Phantasievorstellungen geprägten Haushalt aussehen möchte, bewegten in jenen Tagen in vordringlicher Weise mein Gemüt.

Doch welche Überraschung! An Stelle einer kauzigen, mürrischen Alten lernte ich eine liebenswürdige, gütige Frau von wahrhaft edler Geisteshaltung kennen. Trotz meiner Jugend ahnte ich von Anfang an das Ausserordentliche und Ungewöhnliche dieser Begegnung, und im Laufe der Zeit begriff ich immer deutlicher, dass jenes nicht in allen Teilen der durchschnittlichen Norm entsprechende Verhalten nicht nur eine schrullige Absonderlichkeit des Charakters, sondern vielmehr Ausfluss einer wohl eigenwilligen, jedoch hervorragenden Persönlichkeit war. Ihre Unterweisungen waren von Anbeginn derart fesselnd und interessant, dass die anberaumte Unterrichtsstunde, aus welcher ohnehin meist zwei oder mehrere wurden, im Flug vorüberging. Fräulein S. verstand es, selbst mit dem in der Fremdsprache ungeübten Anfänger die ganze Konversation in einfachsten, aber völlig korrekten Formeln konsequent in dem zu erlernenden Idiom zu führen. Gleichzeitig vermochte sie auch das zu dieser Sprache gehörende fremde Land und dessen andersgeartete Kultur in so lebhafter und anschaulicher Weise zu schildern, dass man nichts sehnlicher wünschte, als dieses Land genauer kennen zu lernen. – Ihre Lektionen waren immer aufs sorgfältigste vorbereitet, und selbst die eher trockene, grammatischen Analyse komplizierter lateinischer Satzgebilde vermochte sie derart geschickt mit Reminiszenzen aus der römischen Geschichte zu würzen, dass der Unterricht nie langweilig oder ermüdend wurde.

Nachdem meine ersten Lektionen während der warmen und trockenen Sommerwochen regelmässig im Garten stattgefunden hatten, bedeutete jener Regentag, an welchem ich zum ersten Mal dieses Haus, welches mir gemäss meiner Vorstellungen längst auf eine besondere Art und Weise vertraut war, betreten sollte, ein besonderes Ereignis. – Ich wurde nicht enttäuscht. – Jene etwas geheimnisumwobene Atmosphäre, welche schon das Äussere des Hauses samt seiner Umgebung auszeichnete, fand im Innern, wie ich erwartet hatte, eine konsequente, vielleicht noch gesteigerte Fortsetzung. – Das Erste und Auffälligste war die unwahrscheinliche Ruhe, von welcher man hier umfangen wurde. Die dicken Bruchsteinmauern und die dementsprechend in tiefen

Nischen liegenden Fenster liessen kaum einen Laut von aussen ein dringen. Um so eindrücklicher unterbrach beim Gehen das starke Knarren und fast unheimliche Ächzen des groben Holzbodens die grabesähnliche Stille. – Alles war etwas dunkel und düster. Finstere Tapeten, alte Möbel, deren Firnis so nachgedunkelt war, dass man die Holzart und die teilweise vorhandenen Intarsien nur bei längerem Hinsehen zu erkennen vermochte, vergilbte, einst weisse Vorhänge, die das durch den lichten Baumbestand schon gedämpfte Tageslicht noch mehr abhielten, schufen zusammen diesen Eindruck. Zudem herrschte hier in allem eine Ordnung eigener Art. Ein oberflächlicher Betrachter würde den Zustand schlicht als Unordnung bezeichnet haben. Doch – je länger ich im Hause ein und aus ging – erkannte ich, dass ein solches Urteil völlig falsch gewesen wäre. Jedes Ding hatte in diesem Haushalt seinen ihm bestimmten, vielfach wohl unorthodoxen, teilweise aber mit geradezu dogmatischer Unverrückbarkeit zugewiesenen Standort. Da gab es zum Beispiel einen grossen Tisch, der fast bis zur Zimmerdecke mit Stapeln von Büchern und Zeitungen – letztere säuberlich nach Jahrgängen geordnet – beladen war. Auch die Bücher, selbst jene des täglichen Gebrauchs, hatten, wie ich bald feststellen konnte, in diesen Stapeln ihren genau fixierten Platz. Zweifellos bedurfte es einer besonderen Geschicklichkeit, aus diesen annähernd zentnerschweren Papiertürmen ein Buch herauszuziehen und es anschliessend wieder hineinzuschieben, ohne den ganzen Bau zum Einsturz zu bringen. Das Geschirr, welches üblicherweise in Schränken verwahrt wird, war hier auf einer Sitzkunst, wie in der Auslage eines Geschäftes, ausgebreitet. Von den Wänden blickten mit ernsten Gesichtern aus stumpfen Goldrahmen in Öl festgehaltene, längst verbliebene Vorfahren und Verwandte auf diese Oase, in welcher die Zeit – samt einigen alten Uhren – schon vor vielen Jahren stehengeblieben war. Ziergegenstände, wie Kerzenstöcke, Vasen, Windlichter, an den Wänden hängende alte Musikinstrumente und Waffen, wurden ohne Not nie berührt. Wozu auch! Sie waren zum Betrachten da, und die dicke, fest haftende Staubschicht empfanden weder die Gegenstände selbst noch die Hausherrin als störend oder unsauber. – Nur einmal noch, so habe ich viel später erfahren, diente eine der alten Waffen, ein langer Dragonersäbel, wenn auch mehr symbolhaft, seinem ursprünglichen Zweck: Eine ebenfalls zum Schülerkreis von Fräulein S. zählende, mir wohlbekannte Dame hatte durch eine scherhaft ge-

meinte, aber völlig falsch gedeutete Bemerkung unsere Lehrerin derart in Zorn gebracht, dass sie in jäher Aufwallung des Gemüts zum Säbel griff und unter wildem Gefuchtel, in eine Staubwolke gehüllt, besagte Dame samt deren Freundin aus dem Hause jagte. – Der ganze Auftritt war aber weiter nicht tragisch, denn schon am folgenden Tag fand die allseitige Versöhnung statt. Die Szene darf wohl als später Ausbruch einer tiefverwurzelten Lust am Komödiantischen und der in jungen Jahren mit Leidenschaft und Hingabe gepflegten Übung des Theater-spielens angesehen werden.

Diese Milieuschilderung wäre unvollständig ohne eine Umschreibung des Geruches, der einen beim Betreten dieses Hauses umfing. Das Beschreiben von Düften ist zwar, selbst wenn sie dem alltäglichen Leben entstammen, ein delikates Unterfangen. Um so schwieriger ist die Schilderung dieses kaum definierbaren, aber doch so spezifischen Geruchs, den ich heute noch aus tausend anderen erkennen würde. – Ich empfand ihn nie unangenehm oder gar abstoßend, wenngleich er bestimmt zu einem guten Teil darauf zurückzuführen war, dass die Kammern dieses Hauses nur selten und ungenügend ausgelüftet wurden. Solche Gerüche bilden sich wohl beim Altern von Holz, Gips, Mauerwerk und Bindemitteln. So entstand eine Nuance, ähnlich derjenigen in nicht restaurierten Barockkirchen, abzüglich der dort als spezifische Komponente auftretenden Duftnote der Weihrauch- und Kerzenrückstände. – Ich glaube, dass damals sogar meine heute recht ausgeprägte Fähigkeit, alte Kunst nicht nur mit den Augen, sondern zusätzlich mit dem Geruchssinn zu geniessen und zu beurteilen, erst-mals zum Vorschein kam.

Nach der Schulzeit verlor ich, da ich etliche Jahre von zu Hause fort war, meine einstige Lehrerin etwas aus den Augen. Erst nach Abschluss meiner Hochschulstudien betrat ich ihr Haus wieder. Sie freute sich so sehr über den erfolgreichen Studienabschluss ihres ehemaligen Schülers, dass sie mich auf einen Abend zu sich einlud, um meinen frischerworbenen akademischen Grad zu feiern. – Es war Februar und so bitter kalt, wie das bei uns nur möglich ist. – Beim Eintritt in den nur spärlich erhellten Hausflur empfing sie mich, regungslos am oberen Treppenende stehend, den Eintretenden mit den hellen Augen scharf fixierend, wie sie das schon früher immer getan hatte. Im Hause herrschte praktisch die gleiche Temperatur wie draussen, nur das Fehlen des bissigen Nordwindes liess vorübergehend die Illusion von



Das Haus von Fräulein S.

etwas Wärme entstehen. Fräulein S. pflegte in ihren letzten Lebensjahren das Haus gar nicht oder zumindest nur spärlich zu heizen. Sie behauptete, die dicken, alten Mauern würden im Sommer soviel Wärme speichern, dass sich das, ihrer Meinung nach ohnehin ungesunde Heizen im Winter praktisch erübrige. Ihr selbst im hohen Alter meist ausgezeichneter Gesundheitszustand, das Fehlen jeder Kälteempfindlichkeit und das Ausbleiben von Erkältungskrankheiten schienen ihre Theorie sogar zu bestätigen. Trotz ihrer Überzeugung hatte sie an diesem Abend in einer ihrer Stuben ausnahms- und aufmerksamserweise für ihren nicht an solch harte klimatische Bedingungen gewohnten Besucher einen Ofen angeheizt. Auf einer kleinen Bank sitzend, konnte ich so zumindest meinen Rücken warmhalten. Die Nase und die Füsse sind mir im Laufe des langen Abends aber trotzdem fast abgefroren, denn das einmalige kurze Heizen vermochte das geräumige Zimmer in keiner Weise zu durchwärmen. Die damals bereits über Achtzigjährige sass, einen leichten Sommermantel über sich geworfen, ganz abseits des Ofens, im nur mit einer kleinen Stehlampe erleuchteten Raum mir gegenüber. In rührender Weise hatte sie, die wohl nur noch selten Gäste empfing, auf einem Silbertablett einige belegte Brote hergerichtet und Wein bereitgestellt. Dann erzählte sie von ihren für die damalige Zeit recht ungewöhnlich zugebrachten Jugendjahren; von ihren Sprachstudien in Frankreich, England und Italien, von der Tätigkeit als Hauslehrerin an Fürstenhöfen, Instituten, sowie beim reichen Besitzer der Quecksilberminen von Grosseto, von ihrer Anstellung als Korrespondentin bei Siemens & Halske, einer der damals bekanntesten Firmen der Elektrizitätsbranche, in Perugia, Magdeburg und Berlin. – Aber auch von alten, teilweise verschwundenen Bräuchen in unserem Städtchen wusste sie in spannendster Weise zu berichten. So vom nächtlichen, «Bochseln» genannten, Bewerfen der Fenster mit Erbsen und Steinchen, das noch an die Pestzeit erinnerte. Ferner vom früheren äusserst lebhaften fasnächtlichen Treiben, wie zum Beispiel vom Umzug des Jahres 1885, in dem mit grösstem Aufwand der Einzug Kaiser Ferdinands I. dargestellt worden war. Auch von alten Originalen und ausgestorbenen Geschlechtern war die Rede; von den Aufführungen in der im Jahre 1830 zum «Stadttheater» ausgebauten Kapuzinerkirche und von der im Jahre 1875 erfolgten Eröffnung der Bözbergbahn. – Damals erfuhr ich auch, dass der Rheinfelder Bahnhof ursprünglich auf dem Grundstück ihres Hauses hätte erbaut werden sollen.

Ihr sehnlichster Jugendwunsch, in der Heimat Lehrerin zu werden, ist nie in Erfüllung gegangen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse ihres Elternhauses (ihr Vater war Buchhalter der Rheinfelder Ersparniskasse) erlaubten nicht, neben ihrem Bruder, der schon den Lehrerberuf ergriffen hatte, auch ihr die entsprechende Ausbildung angedeihen zu lassen. Dieser Umstand einerseits und ein fast unstillbarer Bildungshunger gepaart mit einer überdurchschnittlichen Intelligenz andererseits, waren wohl die Hauptbeweggründe gewesen, dass die kaum Achtzehnjährige, zu einer Zeit, als ein solches Unterfangen noch ein ungewöhnliches Wagnis bedeutete, ihr Glück, völlig auf eigenen Füssen stehend, im Ausland suchte und teilweise auch fand. – Ihr späteres, zumindest in seinem inneren Verlauf als tragisch zu bezeichnendes Leben begann nach der in den Jahren des Ersten Weltkrieges erfolgten endgültigen Rückkehr in die Heimat. – Nur schwer konnte sie den Anschluss an die engeren kleinstädtischen Verhältnisse wieder finden. Die bittere Erfahrung, dass sie trotz ihrer unbestrittenen Kenntnisse, trotz ihres profunden Wissens und ihrer pädagogischen Geschicklichkeit, nur wegen des Fehlens der staatlichen Bildungsausweise nie eine Stelle auch nur als Hilfslehrkraft erhalten konnte, also nur im privaten Kreise unterrichten durfte, liess sie gegen alles Etablierte immer skeptischer und abweisender werden. Mit zunehmendem Alter geriet sie immer tiefer in einen Zustand der Isolation, in welchem sie nur noch einen kleinen Kreis von Menschen akzeptierte und nur noch von wenigen verstanden wurde. Für den Eingeweihten war es offensichtlich, dass sie immer mehr und ausschliesslicher in der Erinnerung an die glanzvollen, von Erfolg gekrönten Jugendjahre lebte und die Gegenwart als weitgehend dekadent und verachtenswürdig betrachtete. – Diese Haltung äusserte sich sowohl im ausgeprägten Verlangen, jede Konversation, wenn immer möglich in einer der ihr vertrauten Fremdsprachen zu führen, als auch in der unzeitgemässen, dem modischen Geschmack der Jahrhundertwende entsprechenden Garderobe. Diese Gemütsverfassung liess im Laufe einer langen Zeit alle jene geschilderten Merkwürdigkeiten und Absonderlichkeiten entstehen, welche sich unauslöschlich, seit den Jugendtagen, in mein Gedächtnis eingeprägt hatten.

Hier sass ich, ein Eingeweihter, ein von ihr Akzeptierter, ein letztes Mal mit meiner einstigen Lehrerin zu traurlichem Gespräch beisammen. – Ein letztes Mal sog ich diese eigenartige, auf fast magische Weise

faszinierende Atmosphäre, in welcher jeder Gegenstand von geheimnisvollem Leben durchpulst war, in der das Lebende aber bereits wie tot und aus einer anderen Welt kommend erschien, in mich hinein. – Das auf dem hohen Schranke stehende, in Gips gegossene Antlitz eines bärtigen Mannes blickte noch düsterer als vor Jahren auf mich herab. Seine Gesichtszüge hatten sich durch den auf allen vorstehenden Partien abgelagerten Staub zu äusserster Prägnanz und grösster Ausdruckskraft gesteigert. Über allem lag wie einst die gleiche Ruhe und Stille.

Einige Jahre später starb Fräulein S., fast neunzigjährig, im Rheinfelder Altersasyl. Ihr Haus, an dem sie zeitlebens mit grosser Liebe gehangen hatte, wurde etwas instand gestellt und für ein paar Jahre an Ausländerfamilien vermietet. Doch immer mehr nagte der Zahn der Zeit an dem einst stattlichen Wohnsitz, der sich ursprünglich an seinem damals privilegierten Standort ganz prächtig präsentiert haben muss. Auf einer leichten Anhöhe gelegen, gehörte er dannzumal zu den wenigen vor den Mauern der Stadt erbauten Wohnhäusern. Der schmale Zufahrtsweg endete vor dem Hause, und weiter hinten, im jetzigen Gartenweg, standen – gemäss einer alten Fotografie – nur ein baufälliges, turmhähnliches Gebäude und eine Scheune ohne Wegverbindung. Die völlig unverbaute Umgebung gestattete einen einzigartigen Rundblick auf die Altstadt, den Jura und den Schwarzwald.

Vor einem Jahr habe ich das alte, damals schon dem Untergang geweihte Bauwerk ein allerletztes Mal betreten. Die Fenster waren teilweise zerbrochen, und einige der morschen Fensterläden pendelten ächzend im Herbstwind hin und her. Wie ein Mensch, den man schon vor dem letzten Atemzug ins Leichenhemd steckt und auf die Bahre legt, erschien mir jetzt das Haus. Vom Dachstock bis zum Keller durchschritt ich die immer noch vom selben unverkennbaren Geruch behafteten, jetzt leeren Räume. Nur der alte Säulenofen<sup>4</sup> stand noch da, wie in den Tagen meiner Jugend. Aufsteigend aus dem tiefen Keller, wo in zwei gewölbten Kammern noch die Lager für die Weinfässer zu sehen waren, verliess ich, von leiser Wehmut beschlichen, die Stätte der Erinnerungen.

Wenige Tage später war der Platz in dichten Rauch und Staub gehüllt. Die Vorderfassade des Gebäudes stand noch völlig unbeschädigt wie eine Theaterkulisse da, dieweil der hintere Teil bereits eingerissen und in Brand gesteckt worden war. Wie bei einem Puppenhaus blickte

man in die angeschnittenen Zimmer, deren Holzwerk, selbst einzelne auf Stein gesetzte Fensterbretter, lichterloh brannten. – Mit dumpfem Poltern stürzten – dem Löffel des grossen Baggers teilweise erstaunlichen Widerstand leistend – die mächtigen Mauern in sich zusammen. Beim Blick in die noch zwei Tage und zwei Nächte aus den Trümmern aufflackernden Flammen und Rauchschwaden reifte der Gedanke, diese Zeilen als Grabschrift für ein bescheidenes, unsensationelles Stücklein Geschichte unserer von erfüllter Vergangenheit getragenen Polis zu verfassen.

Rheinfelden, im Oktober 1971

#### *Anmerkungen*

<sup>1</sup> Ehemals Haus Gartenweg Nr. 8. Erbaut 1873 von Viktor Schneider, abgebrochen im Oktober 1970.

<sup>2</sup> Fräulein Mathilde Schneider, geb. 1874, gest. 1963 (vgl. auch «Rheinfelder Neujahrsblätter 1965» S. 56 ff.).

<sup>3</sup> Herr Lützelschwab.

<sup>4</sup> Jetzt im Besitze des Verfassers. – Gemäss der noch erhaltenen Rechnung vom 2. Februar 1877 von Hafner R. Senger für Fr. 200.– «Einen runden, weissen, 19-zölligen Pfeifenofen mit Luftheizung aufgesetzt».